

52. Jahrgang

CAUX Information

1-2/00
Januar-Februar

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung



Ausschau halten ...

In dieser Ausgabe

DIALOG IN MALTA: Vertreter der Mittelmeerländer treffen sich	3-4
UNTERWEGS IN CHINA: Das Schweizer Ehepaar Grandy berichtet	5-6
PERSÖNLICH: Wird die kleine Mascha es schaffen?	6-7
EXPERIMENT IN SÜDAFRIKA: Stutterheim – eine Stadt auf dem langen Weg vom Kollaps zum Konsens	8-11
ZUM NACHDENKEN: Thomas, der Zweifler eine Predigt von Marcel Horni	12-13
VIELVÖLKERSTAAT AUSTRALIEN: Sydney: Ein Treffen im Zeichen von Hoffnung, Gemeinschaft und Veränderung	14-15
SCHENGENER ZUSAMMENKOMMEN: Begegnung im Dreiländereck Frankreich-Deutschland-Luxemburg	16
DANKESCHÖN!	16

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Feuerwerke wurden gezündet und das Spektakel war beeindruckend. Silvester und Neujahr liegen hinter uns; der zahlenmässig vierstellige Wechsel ist meist problemlos geschafft – und mindestens zwei der drei «neuen Kartoffeln» werden uns beim Schreiben des Datums noch eine gute Weile begleiten.

Was bleibt nun beim Alten und was ist neu nach dem viel beredeten Wechsel? Der Wunsch, bestehende Gegensätze zu überwinden, Wunden zu heilen, Ausschau zu halten nach besseren Perspektiven scheint uns Menschen angeboren zu sein und regt sich immer wieder neu.

So fragen sich denn viele aus Anlass eines solchen Datumswechsels – oder auch zu Beginn eines neuen Lebensabschnitts –, wie solch positive Veränderungen ausgelöst werden können und was es braucht, damit sie Fuss fassen und um sich greifen. Gibt es Vorbilder, Muster, Modelle, die bei einem solchen Prozess hilfreich sind? Was ist nötig, damit die Ansätze kein blosses Strohfeuer bleiben?

Beim Zusammenführen der Beiträge, die Sie auf den nächsten Seiten finden, wurden wir an diese Fragen erinnert und vermuten, dass sich darin beim näheren Hinsehen einige hilfreiche Anregungen finden lassen. Möchten Sie mit uns auf Entdeckungsreise gehen?

Wir wünschen Ihnen im Zeichen der runden, ganz und gar neuen Jahreszahl eine gute und schmackhafte Lektüre – wie beim Geniessen neuer Kartoffeln!

Christoph Spreng

Impressum

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli,
Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14
E-Mail: admin@caux.ch

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Obere Goethestrasse 102, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland:
DM 42.–, übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8,
CAUX-Information, 6002 Luzern
Deutschland:
2032-751 Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Verlag · Print · PubliShop®,
6010 Kriens

Fotos

Chittasy, Fassbind, Grandy, Hazell, SDF, Spreng

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- ◆ Wunden der Geschichte heilen
- ◆ die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- ◆ den Einzelnen und die Familie fördern
- ◆ ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- ◆ Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- ◆ Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

Sonderbeilage:

CAUX Sommer Programm 2000

Vom Persönlichen
zum Weltweiten:
Sechs Konferenzthemen
im Rahmen einer
Lerngemeinschaft

Treffpunkt Malta

So unscheinbar sich die Insel Malta, direkt südlich von Sizilien, auf einer Landkarte ausnehmen mag: schon oft hat sie ihre ganz besondere Ausstrahlung bewiesen. Dies auch im vergangenen November, als sich auf Initiative zweier jüngerer Ehepaare die Vertreter von zwölf Mittelmeerländern während einer Woche in der Nähe des Städtchens Mosta zu einem Dialog «zwischen Gemeinschaftsgruppen» einfanden. Dank der Kulturen, die sich auf Malta über Jahrhunderte hinweg bunt mischten, unterhält die Insel, die auch die Folgen zahlreicher Kriege erduldet hat, historische Beziehungen mit einer ganzen Reihe Völker der Region.

In einer Zeit, wo von Zivilisationskonflikten die Rede ist und das Verhältnis zwischen der westlichen und der arabisch-muslimischen Welt eine Art Hochspannungsleitung rund um die Erde zieht, wollten die Organisatoren ihr Land zur Verfügung stellen für einen klärenden Dialog über die schweren Vorurteile und anderes, das die Versöhnung in dieser empfindlichen Weltregion hemmt.

Die Aussicht auf eine Pause zur Verstärkung der Freundschaft unter Menschen, die an einer besseren Welt mitwirken wollen, hatte Männer und Frauen aus Algerien, Tunesien, Libanon und Zypern herbeigezogen, aus Jordanien, Palästina und Israel... Eine Freundschaft, die aufbaut, die ein gemeinsames Stillwerden angesichts der Schwere gewisser Situationen begünstigt; die dazu beiträgt, dass jeder sich von den Erfahrungen der andern nähren kann, und die es ermöglicht, das Leben wieder auf das Wesentliche auszurichten. Und typisch für ein südliches Land blieb sogar Zeit, miteinander zu lachen, zu singen und zu tanzen!

Parteiische Haltung

Gleich beim ersten Abendessen wurden wir Franzosen durch Freunde aus Nordafrika und Libanon auf die tiefe Frustration eingestimmt, die in der arabischen Welt herrscht – aufgrund lokaler Spannungen wie auch der Tatsache, dass dort die westliche Haltung als sehr parteiisch empfunden wird. Die Anwesenheit all der Gesichter verlieh den Realitäten des Mittelmeerraumes plötzlich eine besondere Deutlichkeit.

Als Erben der drei grossen monotheistischen Traditionen fragten wir nach der göttlichen Absicht für diese Weltgegend, die von einigen mit einem «farbigen Bildteppich, reich an Kulturen und Religionen» verglichen wurde. Um die Angst vor den drohenden Konflikten zu bannen, horchten wir die Signale der

Hoffnung ab, die hier und dort von verschiedenen Initiativen ausgehen: so jene politischen Akteure verfeindeter Gemeinschaften, die sich in einer Hauptstadt begegnen; jene Männer und Frauen von der Basis, die ungeachtet ihrer Herkunft ihre Bemühungen vereinen, um den Opfern von Konflikten unterschiedslos zu Hilfe zu eilen, sie zu pflegen und zu bilden.

Fessel oder Sprungbrett

Der zweite Tag stand unter der Inspiration einer religiösen Figur Maltas, Erzbischof Victor Greg, der uns daran erinnerte, wie sehr dieser Dialog mit einem

Gottes», betonte er. «Unsere Aufgabe ist es, jene Bedingungen zu schaffen, unter denen Gottes verwandelnde Kraft wirken und seine Heilung geschenkt werden kann. (...) Das Leiden wird immer zu unserer Geschichte gehören. Möge es nicht zur Fussfessel werden, die uns an die Vergangenheit kettet, sondern vielmehr als Sprungbrett in eine andere Zukunft dienen.»

Er warnte vor einem rein technischen Angehen von Konflikten, das den ganzen geistigen Anteil übergehe, der doch zum Erlangen echten Friedens unter den Menschen so wichtig sei. Dialogteilnehmer aus dem politischen Leben stimmten ihm zu. Giovanni Bersani, ehemaliger Vizepräsident des Europaparlaments, erinnerte daran, dass politische Strukturen ohne den moralischen und menschlichen Rückhalt der Zivilgesellschaft nicht funktionieren können. Gemäss dem früheren maltesischen Minister George Vella hat sich «die Politik im zypriotischen Problem als machtlos erwiesen; hingegen hat das Erdbeben in der Türkei die Menschen einander näher gebracht. Die Probleme rein politisch und wirtschaftlich anzu-



Malta: Die frühere Hauptstadt Mdina

Schritt im Glauben in Verbindung stehe. Stets werden wir uns an seine spirituelle Charta zum Auftakt jeglicher Versöhnungsarbeit erinnern, die er uns vorstellte. «Versöhnung ist ein Geschenk

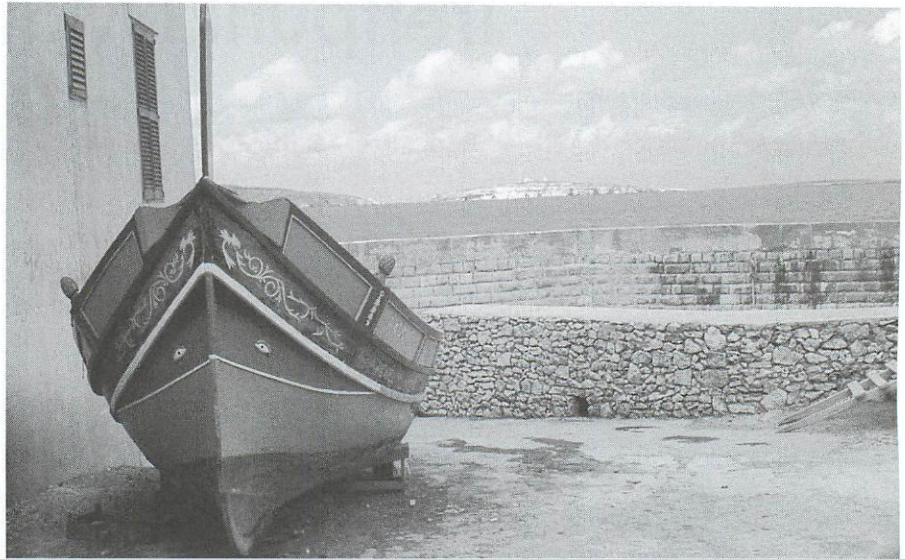
gehen, löst sie nicht. Die Antwort liegt hauptsächlich in diesen Bürgerinitiativen: Sie bringen Menschen zusammen und helfen ihnen, sich gegenseitig zu entdecken und ihre Vorurteile zu überwinden.»

Vorurteile abbauen

Die Vorurteile: bis zum Ende der Tagung sollten sie Stoff zum Austausch und Nachdenken liefern. «Ob Ergebnis unserer Unwissenheit oder Früchte der Geschichte, aufgedrängt von einem selektiven Gedächtnis – wie sind sie zu überwinden?», so das 2. Tagesthema.

Nehmen wir Emrah, einen türkischen Verleger (siehe Kasten), der die blockierte Lage in Zypern beklagt – Ergebnis der anhaltenden Feindseligkeit zwischen Griechenland und der Türkei: «Bei uns hat eine wahre antigriechische Gehirnwäsche stattgefunden. Ich wehrte mich dagegen. Im Gegenzug verlor ich meinen Offiziersrang in der Armee.»

Assad aus Libanon, während des Bürgerkrieges noch sehr jung, hatte sich aus Angst den christlichen Milizen angeschlossen. «Der Hass kam später», sagt er. «Als Offizier liess ich Palästinenser umbringen, Muslime. In mir waren zwei Personen: einerseits der Christ und andererseits jener, der seine Arbeit tat ... Kürzlich rief mein kleiner Sohn aus: «Ich will, dass alle Syrer sterben!» Ich muss ihm weitergeben, was ich gelernt habe. Auch die syrischen Soldaten haben Familien. Man darf nicht seinen Hass über ein ganzes Volk entladen.»



Ein maltesisches «Luzu» (Fischerboot) vor der Bucht des Apostels Paulus

Wael, Kamal, Ruth

Der Palästinenser Wael war elfjährig, als die Intifada begann – in einem Klima des absoluten Hasses gegen die Israeli. «Ich wuchs auf inmitten von Leiden und Gewalt. Nach dem Krieg liess sich ein gewisser Friede nieder, aber der Hass hielt an. Ich war entschieden gegen die Abkommen von Oslo. Dann kam eine Forscherin aus den USA in mein Dorf, um eine Studie zu machen. Sie war Jüdin. Mein ganzes Gedankensystem wurde über den Haufen geworfen.»

Kamal aus Jordanien sorgt sich um den Bannfluch, der über die religiösen Extremisten verhängt wird. Die Medien, meint er, ermutigten eine ausgrenzende Haltung. «Aus Angst vor islamistischen Gruppen sind wir bereit, ein diktatorisches Regime zu wählen», sagt er. «Schliesslich gehören jene Menschen zu unserer Gesellschaft, und ihr Auftauchen ist ein Ausdruck der Unabhängigkeit angesichts der westlichen Kultur. Mit ihnen muss sich ein Dialog etablieren: Dies dürfte mithelfen, ihre Sicht der Dinge ins Gleichgewicht zu bringen.»

Beim abschliessenden Zusammensein drückte die israelische Sozialarbeiterin Ruth ihre Dankbarkeit aus: «Trotz der Situation, die auf dem Nahen Osten lastet und mit der ich mich eng verbunden fühle, habe ich kein einziges Mal während dieses Treffens das Gewicht der Verurteilung oder der Kritik gespürt.»

Assad gibt zu, dass er die Zeit nach einer solchen Zusammenkunft scheut: «Bin ich wieder daheim, kommen mir jeweils meine Entscheidungen, gemessen am Umfang der Probleme, zu klein vor. Wie kann ich mir den Glauben an die andern und an die Zukunft bewahren, den ich hier gefunden habe?» Mögen die Worte von Monsignor Greg ihn begleiten: «Dieser Dialog ist nicht ein Ziel. Bleibt miteinander in Kontakt, seid im Gebet verbunden, trifft euch wieder zu bestimmten Themen oder um eure spirituelle Energie zu erneuern.»

Nathalie Chavanne

Schockwelle

Ich war ein pickelharter Geschäftsmann. Wirtschaftliche Werte lagen mir deutlich näher als geistige. Ich deklarierte jeweils nur 50 % meines Umsatzes, denn in der Türkei sind die Steuern horrend. Ich war ein starker Raucher und Trinker, und Lügen war für mich so natürlich wie Atmen. Mein Aufenthalt in Caux hat mir etwas eingeimpft: die Idee, dass ich, wenn ich eine Veränderung in meiner Umgebung wollte, bei mir selbst anfangen musste. Ein kleiner, ins Wasser geworfener Stein – aber die Schockwelle hat ihren Weg gemacht.

Bei meiner Rückkehr in die Türkei, als das Flugzeug landete, war mein Entschluss gefasst: Die wirtschaftlichen Werte würden nicht mehr mein oberster Bezug sein. Ab jetzt würden Toleranz, Glaube und Ehrlichkeit in meinem Leben eine Rolle spielen.

Der Kampf um Ehrlichkeit war der schwierigste. Als ich meinen Buchhalter anwies, die gesamten Löhne zu deklarieren, weigerte er sich zuerst. Ich musste ihm mit der Entlassung drohen. Fortan gab es auch keine Verkäufe ohne Rechnung mehr. Ich wollte ehrlich sein mit meinen Konkurrenten, die anfänglich dachten, dies sei ein neuer Trick von mir. Ich habe viel Geld verloren, aber ich war mit mir selbst im Frieden. Jetzt habe ich Kunden dazugewonnen, denn sie wissen, dass sie mir vertrauen können; meine Umgebung sieht mich nun mit andern Augen an: Es tut gut zu spüren, dass man geschätzt und respektiert wird. Auch wurde meine Ehe gerettet. Heute erachte ich es als meine Aufgabe, das weiterzugeben, was ich gefunden habe.

Emrah Ozpirincci

Augenschein in China

Zurück von einer Austausch-Besuchsreise in China beschreiben unsere Korrespondenten Marcel und Theri Grandy ihre Eindrücke. Man könne die Chinesen quasi schematisch in zwei Kategorien aufteilen, meinen sie: einerseits die älteren Menschen oder jene, deren Eltern die Gründung der Volksrepublik China erlebt hätten, und andererseits die jüngeren.

Erstere seien sich der ungeheuren Fortschritte, die ihr Land erzielt hat, und des wirtschaftlichen Wachstums bewusst und blickten zuversichtlich in die Zukunft. Bei den Jüngeren sei dies weniger der Fall: «Sie haben oft Angst vor der Zukunft, fragen sich, wie sie ihren Platz in der neuen, sich rasch entwickelnden Gesellschaft finden werden.» Der deutsche Vorsitzende einer grossen ausländischen Gesellschaft, eben von einer Geschäftsreise in Europa zurückgekehrt, habe ihnen erklärt: «In Europa verändert sich wenig; die gleichen Geschäfte, die gleichen Häuser, die gleichen Tram- oder Buslinien. In China verwandelt sich alles in atemberaubendem Tempo und Massstab. Dieses Land wird Amerika und Europa schon bald überflügeln.»

Ein junger chinesischer Gesprächspartner, der in Europa studiert und gearbeitet hat, sei sich dessen gar nicht so sicher. Er habe wiederholt darauf hingewiesen, dass es China noch an Qualitäts- und Präzisionsarbeit mangle.

Vor kurzem sei in der Schweizer Presse zu lesen gewesen, dass die Rezession, welche jetzt auch Schanghai erreicht hat, innerhalb eines Jahres bereits zu einer Kürzung in- und ausländischer Investitionen um 30% geführt habe, so dass heute 60% der Bürogebäude Schanghais leer stünden.

Nach sieben Jahren

Dies war der dritte Besuch des Ehepaars Grandy in China innerhalb von sieben Jahren, und auch sie unterstreichen die ungeheuren Veränderungen in diesem riesigen Land. Die Auswirkungen des Wirtschaftswachstums seien ihnen sofort aufgefallen. «Überall Neubauten, Bauplätze und grosse Baukräne», beschreibt Theri Grandy, «...und Autos. 1995 herrschte noch das Fahrrad. Das ist jetzt ganz anders.»

Beim einzelnen chinesischen Bürger verspüre man ein neues Bewusstsein von Freiheit, fährt sie fort. 1992 sei es noch nicht erlaubt gewesen, Ausländer bei sich zu Hause zu empfangen. «1995 durften wir eine Familie besuchen, heute ist dies gang und gäbe.»

Austauschprogramme

Auch diesmal waren Grandys Gäste der staatlichen, für internationale Kontakte zuständigen Organisation CAFIU. «Deren Verantwortliche hatten uns diesmal gebeten, auch in Gegenden, die wir noch nicht besucht hatten, unsere Ansprechpartner über die Moralische Aufrüstung zu informieren», erklärt Frau Grandy.

«Die regelmässigen Austauschprogramme mit der CAFIU laufen seit 1989, so dass seither beinahe jedes Jahr eine

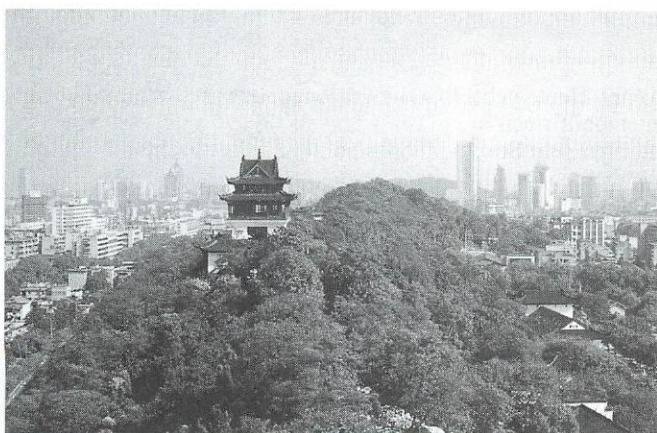
Delegation aus China an einer der Konferenzwochen in Caux teilgenommen hat.»

Warum diese Besuche?

Dazu meint Marcel Grandy unter anderem: «Wir sind uns bewusst, dass es in China mit der Wahrung der Menschenrechte nicht immer zum Besten steht, meinen aber, dass dies kein Grund ist, Kontakte mit diesem grossen Land zu meiden.» Die Tatsache, dass die verschiedenen Besuchergruppen der MRA im Laufe der Jahre keine wirtschaftlichen oder anderen Interessen vertraten, habe sich immer wieder als Vorteil erwiesen und das Herstellen von echten, offenen Kontakten erleichtert. «Auch dass wir ohne vorgefasste Meinungen gekommen waren, wurde geschätzt und anerkannt. Wir begegneten ihnen, wie wir Menschen in irgendeinem anderen Land begegnen würden, denn jeder Einzelne und jedes Volk hat seine bestimmten Schwächen, und jeder Mensch und jedes Volk kann sich ändern», fährt Grandy fort.

Ihre Ansprechpartner seien sich der Probleme der Armut, der Arbeitslosigkeit und der Korruption bewusst und hätten sich deshalb immer wieder für Berichte interessiert, wie Veränderung im öffentlichen Leben, in der Wirtschaft und auch im Familienleben möglich sei.

«Ein junger Geschäftsmann in leitender Stellung sagte uns: «Im Wirtschaftsleben bin ich erfolgreich, aber nicht im Familienleben. Dort müsste ich irgendwie mein Benehmen verändern.» Ein junges Ehepaar sorgt sich um seinen einzigen, sechsjährigen Sohn, weil die Einzelkinder in China so verwöhnt sind. Nun fragen



Die geschichtlich bedeutende Stadt Wuhan wird zur ebenso wichtigen modernen Industriestadt



Faszination des Computers: am Nachmittag dürfen die Klassenbesten zwischen Musik-, Sport- und Informatikunterricht wählen

«Mascha wird wohl kaum je gehen lernen»

Der ukrainische Lehrer Wladimir Dewakow dachte, er würde nie Kinder haben. «Dem lag nichts Objektives zu Grunde», sagt er, «nur das Gefühl, Gott wolle mir keine geben.» Als ihm dann seine Frau Tanja sagte, sie sei schwanger, war er hoch erfreut.

sich die Eltern, wie sie ihn unter diesen Umständen bestmöglich für die Zukunft ausrüsten können.»

Offenheit

Zweifellos verspüre man den Wunsch nach mehr persönlicher Freiheit – vor allem bei den jüngeren Menschen –, berichten Grandys. Auch bei chinesischen Teilnehmern an den Tagungen in Caux sei ihnen die Offenheit aufgefallen, mit der über persönliche Gefühle und Gedanken gesprochen werden konnte, und dies auch mit Menschen in verantwortlicher Stellung.

Wachstum und Umwelt

Die Gäste besuchten die Städte Chongqing und Dalian, welche direkt mit ausländischen Unternehmen Handel treiben dürfen, übrigens eine völlig neue Entwicklung. «Dann erlebten wir eine erstaunliche dreitägige Kreuzfahrt auf dem Jangtse», erzählt Marcel Grandy, «auf jenem 15 500 km langen Fluss, der im tibetischen Hochplateau entspringt. In jener Gegend sind Vorbereitungen für den Bau eines Riesenstaudamms im Gang, der einen Stausee von 600 km Länge entstehen lassen soll. Der Damm wird die Gegend, die von den Chinesen «Region der drei Schluchten» genannt wird und wo dreissig Millionen Menschen wohnen, einerseits vor den gefährlichen Überschwemmungen schützen. Andererseits müssten jedoch in den nächsten Jahren eine Million Menschen umgesiedelt werden. Angesichts der Dichte der landwirtschaftlichen Bebauung in dieser Gegend komme man nicht umhin, sich zu fragen, wie diese in Wohnblöcke umgesiedelten Bauern, die vorher vom Land lebten, in Zukunft ihren Lebensunterhalt bestreiten könnten.

Grenzen der Freiheit

Natürlich fürchten sich die Behörden vor einer Destabilisierung durch die Lockerung der staatlichen Kontrolle, meint Grandy. Diese Lockerung werde aber unweigerlich weitergehen. Der Beitritt Chinas zur Welthandelsorganisation und die mit den USA unterzeichneten Abkommen – sowie jene mit der EU, die in nächster Zukunft unterzeichnet werden sollen –, sehen unter anderem eine Zolllsenkung um 17% auf 27% vor; und auch dies werde sich auf die Verbreitung chinesischer Waren auf den Weltmärkten auswirken. China werde diese Umwälzung teuer be-

Tanja musste drei Wochen im Krankenhaus verbringen, um einer Fehlgeburt vorzubeugen. Dies sei nicht ungewöhnlich in der heutigen Ukraine, meint Wladimir. «Die meisten unserer Freundinnen machten während der Schwangerschaft dieselbe Erfahrung – vielleicht ist es Luft- oder Wasserverschmutzung oder ungenügende Ernährung. Eine Spezialistin für Schwangerschaftsbeschwerden erzählte uns, während der Sowjetzeit hätte ihre Abteilung immer leer gestanden, doch nun könne sie für die Patientinnen keine freien Betten mehr finden.»

Offiziell ist das Gesundheitswesen in der Ukraine noch immer unentgeltlich, doch in Tat und Wahrheit müssen die Patienten für alles aufkommen, ausgenommen Betten und Matratzen – bis hin zum Wattetupfer, wenn sie eine Injektion kriegen. Das medizinische Personal ist überarbeitet und entmutigt.

Anstatt in diesem fadenscheinigen System etwas zu riskieren, beschlossen die Dewakows, einen Arzt zu bezahlen, damit er die letzten Wochen von Tanjas Schwangerschaft überwachte. Er sagte, er würde alles für die Entbindung vorbereiten und die Dewakows könnten ihn, wenn es soweit sei, Tag oder Nacht anrufen. «Es war soweit an einem öffentlichen Feiertag ungefähr halb zehn abends», sagt Wladimir. «Als der Arzt ans Telefon kam, war er so betrunken, dass er keinen zusammenhängenden Satz sagen konnte. Wir konnten bloss ins Krankenhaus het-

zen und den diensttuenden Arzt nehmen, der natürlich nichts von Tanjas Krankengeschichte wusste.»

In der Morgenfrühe kam Mascha zur Welt. Während der Entbindung sorgte sich Tanja, dass mit dem Baby nicht alles stimmte, aber der Neurologe, der es später untersuchte, sagte, das Kind sei in Ordnung. Als Tanja Besorgnis äusserte, das Krankenhaus mit erhöhter Temperatur verlassen zu müssen, lautete der Bescheid, sie brauche sich nicht zu ängstigen, doch eine Woche später war Tanja wieder im Krankenhaus mit gefährlich hohem Fieber. Es stellte sich heraus, dass das ärztliche Personal die notwendigen Massnahmen nach der Entbindung unterlassen und Tanja sich eine Blutvergiftung zugezogen hatte. Wie durch ein Wunder überlebte sie.

Als der Neurologe von der lokalen Klinik das Kind untersuchte, fand er heraus, dass Maschas Muskeltonus aussergewöhnlich niedrig und ihre Reflexe ausgesprochen hoch waren. Er diagnostizierte ein Hirn- oder Rückenmark-Trauma und meinte, Mascha könnte vielleicht gehen lernen, aber frühestens mit drei oder vier Jahren, und auch dann würde sie schwer humpeln.

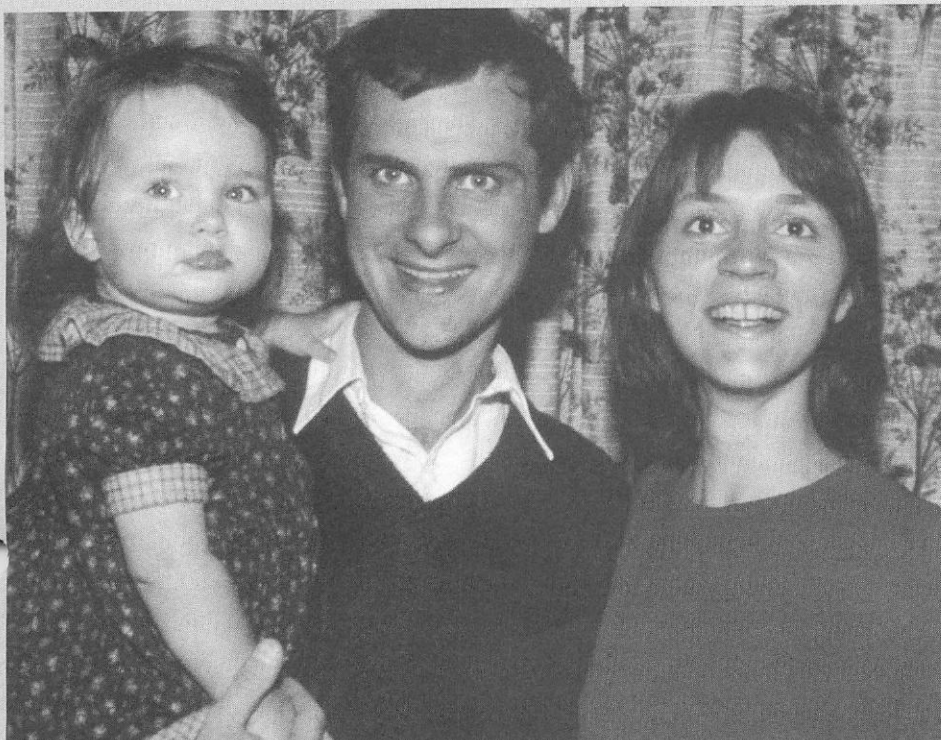
Alles tun, was wir können

Wladimir war ausser sich. «Ich hatte mir schon gedacht, Gott könnte mich so behandeln: mir meine Tochter zeigen und sie dann wegnehmen. Ich hatte alle möglichen Pläne gegen den Arzt im Krankenhaus ausgeheckt, angefangen damit, dass ich ihm eines Nachts auflauern oder ihm den Prozess machen könnte. Ich wusste nicht, auf welche Stimmen ich hören sollte. Einige rieten mir, zu prozessieren; andere sagten, wir sollten vorwärts machen und ein zweites Kind haben; andere sagten: tu nichts, geh an Gottes Hand; wiederum andere: trau niemandem.»

zahlen, meint Grandy weiter. Heute gebe es zum Beispiel 120 Automobilfirmen in China, von denen die meisten dem Staat gehören. «Wie werden diese sich im plötzlichen Aufkommen des freien Handels wehren können?», fragt er. So sei zum Beispiel eine beträchtliche Zunahme der Arbeitslosigkeit zu befürchten.

«Laut dem amerikanischen *Time Magazine* werden bis zum Jahr 2002 die meisten der heute Verantwortlichen das Feld jüngeren Nachfolgern überlassen müssen. Ein neues Team bereitet sich vor. Auch dies dürfte zu interessanten Entwicklungen führen», schliesst Marcel Grandy.

Fünf Monate danach fuhr er in die Schweiz, um als russischer Dolmetscher an den MRA-Sommerkonferenzen in Caux zu arbeiten. «Ich kam mit der Einstellung: Ich komme aus einem Land, wo man in ein Taxi steigt und dann von einem Verkehrspolizisten gestoppt wird. Er ist aber



Die Familie Dewakow

nicht ein echter Polizist – er will dein Geld. Du fährst weiter ins Krankenhaus und suchst einen Arzt auf, der gar keiner ist. Du willst ihm den Prozess machen; also gehst du zu einem Juristen, der keiner ist. Du bringst dein Kind in die Schule zu einer Lehrerin, die keine ist. Und dann beginnst du diese Zweifel auf jeden und jede zu projizieren, die du in der Strasse, bei der Arbeit und sogar in der Kirche triffst.»

Wladimir war berührt von der Unterstützung, die er in Caux fand – die ägyptische Kinderärztin, die mit ihm über Mascha weinte, die jungen Dolmetscherinnen, die Geld für ihre Behandlung sammelten, der ältere Mann, der ihn bei jeder Begegnung aufzumuntern suchte. Von seiner Dolmetscherkabine aus hörte er zu, wie Menschen auf dem Podium von Vergebung sprachen. Vielleicht, dachte er, war dies die einzig wahre Art von Entschädigung für das, was er erlitten hatte. Ihm wurde bewusst, dass er im Kleinen für Veränderung wirken konnte. Er konnte nichts unternehmen gegen korrupte Polizisten oder Ärzte, aber in der Erziehung konnte er etwas tun, indem er ein Lehrer war, der Zeit und Rücksichtnahme für seine Schüler hatte. «Ich beschloss, Gott das zu überlassen, was nur er tun konnte; selber wollte ich aber alles tun, was ich konnte.»

Zu Hause in der Ukraine arrangierten dann die Dewakows Massagen und Injektionen für Mascha sowie «Vitamine und haufenweise Gebete». An ihrem ersten Geburtstag konnte sie stehen, indem sie

sich festhielt, und mit 13 bis 14 Monaten begann sie zu gehen. Als im Sommer darauf die ganze Familie nach Caux kam, erzählte Wladimir ihre Geschichte auf dem Podium – und die 18 Monate alte Mascha rannte quer über die Bühne direkt in seine Arme.

Da es den Dewakows nicht genügte, eine Antwort auf ihre eigenen Probleme gefunden zu haben, liessen sie sich auf eine Reihe von Initiativen ein, um ändern zu helfen. Wladimir übersetzte Informationsbroschüren für werdende Eltern. Er und Tanja legen monatlich einen Teil seines Gehalts beiseite (vermehrt durch Beiträge eines Freundes in den USA), um Medikamente, Vitamine und Früchte für schwangere Frauen zu kaufen. Ihre Kirche erstellt eine Herberge für Teenagermütter, die sich gegen eine Abtreibung entschieden haben. Die Dewakows helfen auch zwei Strassenkindern beim Lesen- und Schreibenlernen. Und das Radikalste von allem: Tanja, die in einer Musikhochschule als Begleiterin arbeitete, hat beschlossen, sich zur Krankenschwester ausbilden zu lassen.

Und wie stellt sich Wladimir zu Gott, von dem er einst dachte, er wolle ihm sein Kind nehmen? «Ich hörte einmal eine Geschichte darüber, wie sich eine Frau innerlich veränderte, als sie merkte, dass Gott, wenn er sie ansah, nicht die Stirn runzelte, sondern lächelte. Heutzutage denke ich mir, dass Gott zuerst Mascha zusieht, wie sie rennt, und dann mich anschaut und mir zuwinkt.»

Mary Lean

Der lange Weg vom Kollaps

Derzeit sind vielerorts gesellschaftliche Umbrüche im Gang, die das herkömmliche Sicherheitsbedürfnis und den Traum vom Idealzustand herausfordern. Im vergangenen August waren die Südafrikaner Nico und Loel Ferreira nach Jahrzehnten wieder auf einer Europareise und berichteten an der Caux-Konferenz «Ziele und Werte für das nächste Jahrhundert» in zwei Seminaren über den Umgang mit dem Umbruch an ihrem Wohnort Stutterheim.

Stutterheim ist eine ländliche Kleinstadt im östlichen Kapland und liegt etwa 70 km von der Stadt East London entfernt. Die Distrikt-Gesamtbevölkerung von 90000 umfasst auch die Dörfer Mgwali, Hekel, Wartburg, Cenyu, Mlungisi, Kubusi, Isidenge, Ndakana und Amatolaville.

Im 19. Jahrhundert lebten dort der Häuptling Sandile und sein Volk sowie im Jahr 1820 eingewanderte Siedler und deutsche Söldner. Die Stadt erhielt ihren Namen von Baron von Stotternheim, dem Kommandanten des dort stationierten deutschen Bataillons.

In den sechziger Jahren des 20. Jh. war geplant, die schwarze Bevölkerung in die Homelands von Ciskei oder Transkei umzusiedeln, was auf starken Widerstand stiess. Aufgrund dieser Umsiedlungspläne gab es während knapp 30 Jahren keine Entwicklung oder Verbesserung der Lebensbedingungen der schwarzen Bevölkerung.

Die achtziger Jahre

Wie für diese Zeit typisch, war auch Stutterheim von Konflikten geschüttelt. Ständiger politischer Aufruhr, Armut, Arbeitslosigkeit und Kriminalität herrschten vor. Die Lebensbedingungen der schwarzen Mehrheit waren schlecht. So gab es beispielsweise im Vorort Mlungisi 120 Wasserhähne für 23 500 Bewohner, weder Elektrizität noch Abwasserleitungen. Zwischen den Rassen und Gruppierungen herrschte Misstrauen und Argwohn.

Ab 1984 äusserten die Bewohner ihren Zorn in monatlichen Protestmärschen als Versuch, die verschiedenen Probleme zu thematisieren. Die Spannung zwischen den grossmehrheitlich schwarzen Bewohnern und der von Weissen geleiteten Polizei nahm dramatisch zu. Die Wirtschaft sackte ab und war nahe am Kollaps.

In dieser Spannung wurde einigen Bewohnern klar, dass die Stadt ihren Weg zur Problemlösung ohne auswärtige Hilfe finden musste. 1989 wurde eine Reihe

von Versammlungen einberufen, die über viele Monate hinweg stets unterbrochen und dann wieder aufgenommen wurden.

Aus der Sicht der Weissen liess sich keine Linie in der Arbeit der mehrrassigen Stadtverwaltung ausmachen. Dies stimmte insofern, als die führenden Schwarzen befürchteten, von den Sicherheitskräften als Rebellen identifiziert und eingekerkert zu werden. Die verschiedenen Bevölkerungsgruppen waren nur unter der Bedingung zum Gespräch bereit, dass alle ihre Forderungen erfüllt würden. Diese Bürgerbewegungen in Stutterheim waren stark, ihre Köpfe jung und dynamisch. Es wurde ein siebenmonatiger Boykott eingeleitet und eine Reihe von Forderungen aufgestellt:

- Inhaftierte freilassen und die einschränkenden Vorschriften für Freigelassene aufheben
- Truppeneinheiten aus den Städten abziehen
- Belästigung der Bewohner durch Sicherheitskräfte beenden
- Gewerkschaften anerkennen
- Weidegebühren aufheben
- Zwangsumsiedelung beenden
- Wohnbezirke verbessern
- Mindestlöhne für Hausangestellte festlegen
- Öffentliche Erziehung und Gesundheitsdienste einführen
- Mieten senken
- Schikanen am Arbeitsplatz verbieten
- Die Kommunalbehörden stärken – eine Exekutive, ein Steuersystem erarbeiten

Stutterheim 1990

Als Weisser und als Stadtpräsident seit 1988 wurde ich mir klar, dass einzig der Dialog und Verhandlungen aus der Sackgasse führen würden. Der damalige Kopf der schwarzen Bürgerbewegung von Mlungisi, Chris Magwangwana, kam zum selben Schluss. Allmählich wurde trotz beiderseitigem Druck die Grundlage für Verhandlungen gelegt. Der Wende-



Bewohner des Stadtteils Mgwali haben sich für den Fototermin schön gemacht

zum Konsens...

punkt kam anlässlich einer historischen Versammlung im Stadthaus am 6. Mai 1990. Dieser Versammlung lag einiges zu Grunde:

- Die Sprache des Konflikts änderte sich von Forderungen zu Verhandlungen und Lösungen.
- Als Treffpunkte dienten reihum verschiedene Gemeinschaftszentren.
- Beidseitiges Entgegenkommen und Kompromissbereitschaft wuchsen.
- Für die Sitzungsleitung wurde ein Turnus vereinbart.
- Die führenden Köpfe konzentrierten sich auf kommunale Belange im Versuch, konkrete Ergebnisse zu erreichen.
- Das bewusste Zuhören von Seiten der Weissen war ein wichtiger Faktor.

In den Worten von Chris Magwangana: «Wir trafen uns und bauten nicht bloss Brücken, sondern überschritten sie und reichten einander als Bewohner der Stadt die Hände.»

Am 7. Mai 1990 endete der siebenmonatige Boykott. In der darauf folgenden Woche traf sich der Stadtrat nochmals mit den Vertretern der Bürgerbewegungen. Gemeinsam wurde beschlossen, es sollen

- regelmässige Sitzungen stattfinden und von nun an im Sinne gearbeitet werden, dass alle Bewohner im Stadtbezirk als eine Bevölkerung betrachtet werden;
- gemeinsam alle Bezirke von uns besucht werden, um uns den Problemen vor Ort zu widmen;
- für diese Arbeit ein auswärtiger Beistand herangezogen werden.

Die Sitzungen fanden monatlich statt und erhielten den Namen *Stutterheim Forum*. Ein Wochenendtreffen wurde organisiert und durch den auswärtigen Beistand begleitet. Die von der Bevölkerung vorgebrachten Bedürfnisse wurden entsprechend ihrer Dringlichkeit geordnet. Wichtigste Anliegen waren Arbeit, Unterkunft, Infrastruktur und Erziehung. Es wurden Arbeitsgruppen gebildet: für die Planung und Projektierung von Wirtschaftszweigen, der Kommunalregierung, der öffentlichen Bauten, von Erziehung, Gesundheit, Sport und Freizeit.

Bei alledem lernten wir, für Vertrauensbildung und menschliche Beziehungen hellhörig zu werden, das Forum demokratisch, aber nicht parteipolitisch zu betreiben, unsere lokalen Ressourcen zu

mobilisieren und entsprechend einzusetzen, damit dies recht rasche Ergebnisse bringt.

Die schwer zu beziffernden menschlichen Faktoren von Versöhnung und Entwicklung bestanden in guten Chefs, die bereit waren, ihren Mitarbeitenden Rechenschaft abzulegen, und auch die Rolle menschlicher Werte pflegten: Eigenständigkeit, Ehrlichkeit, Fachwissen, Zusammenarbeit, gegenseitiges Verständnis, Vertrauen, Mut und Ausdauer.

Wir waren bereit, einander zuzuhören und einander zu verstehen. Wir liessen die Krise hinter uns, hielten einander die Schuld der Vergangenheit nicht vor und kamen einander näher, indem wir die Aufgaben gemeinsam anpackten.

Als erstes mussten die grosse Armut und die Arbeitslosigkeit beseitigt werden. So gründeten wir 1992 die Stutterheim-Entwicklungs-Stiftung (SDF) als Gefäss, um die verschiedenen Projekte durchzuführen und die Finanzen zu verwalten. Viel Geld musste gefunden werden, weil die Stadt alleine nicht über die Mittel verfügte. In den folgenden Jahren wurden 32 Projekte im Gesamtwert von über 19 Mio. Rand (4,75 Mio. Schweizer Franken) durchgeführt. Die Unterstützung durch Firmen war gut. Aus dem ersten Beitrag der Unabhängigen Entwicklungsstiftung (IDT) konnten die Stutterheim-Firmenberatung gegründet und 988 Sanitäreinrichtungen erstellt (Wasser- und Abwasserleitungen) – erstmals ausschliesslich durch lokale Arbeitskräfte ausgeführt – sowie die Schule von Kubusi mit 24 Schulzimmern gebaut werden.

Die Elektrizitätsgesellschaft erklärte sich bereit, ihr Netz u. a. in die Vororte Mlungisi und Kubusi zu bringen. Andere Projekte umfassten die Vernetzung der Wasserversorgung zwischen den Vororten sowie Sprachkurse, Weiterbildung in Technik, Informatik, erster Hilfe und der Führung von kleineren und mittleren Unternehmen (KMU). Es wurden auch ein Kinderheim, ein Gemeinschaftszentrum und weitere Schulgebäude erstellt.

Die Firmenberatung

Um Kenntnisse über Betriebsleitung und Handel in die Stadt und die Vororte bringen zu können, wurde 1992 ein Beratungsbüro eröffnet. In der Region herrschte hohe Arbeitslosigkeit, und es bestanden nur wenige Firmen, die als Vorbild für den Wirtschaftsbereich dienen konn-

ten. Ziel der Beratungstätigkeit war einerseits die Erhaltung kleiner und mittlerer Unternehmen (KMU) mit der Absicht, ihre wertschöpfenden Aktivitäten zu stärken, und andererseits die Förderung neuer Firmengründungen. Die Beratung formulierte ihre Ziele so: «Unternehmern bei der Einrichtung und Entwicklung von Firmen beistehen, so dass sie ertragbringend arbeiten und Arbeitsplätze schaffen. Im weiteren die Einrichtung dieser beratenden Dienstleistung auf Provinzebene fördern.»

Dies führte zu einem Angebot an Kursen, nämlich: jene der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) für Firmengründung, andere für Methodik, Betriebsplanung, Marketing, Produktequalität sowie Wirtschaftskunde für Schulen. Es gab ebenfalls Beratung für landwirtschaftliche Betriebe und Gemüseanbau und auch im alternativen Tourismus für KMUs.

Das Beratungsbüro ist beim Ministerium für Handel und Industrie eingetragene und Mitglied der regionalen und nationalen Branchenorganisationen.

Die Erziehungsstiftung

Die Erziehungsprojekte liefen zuerst über die Stutterheim-Entwicklungsstiftung. Im Jahre 1996 wurde dafür eine selbstständige Stiftung gegründet, um «Stutterheim zu einem Ort qualitativer Erziehung und lebenslänglicher Weiterbildung zu machen. Diese Stiftung geniesst Steuerfreiheit und ist in allen 39 Schulen des Distrikts tätig, von denen sich 90% an abgelegenen Orten befinden. Die gesamte Schülerzahl beträgt etwa 11 500. Die Erziehungsstiftung unterstützt auch auswärtige Schulen, wenn sie darum gebeten wird. Seit 1990 konnten folgende Programme aufgebaut werden:

- **Amakhaya-Kindergärten:** 1992 wurde mit kleinen Einheiten in Privathäusern begonnen; heute bestehen 32 in Dörfern ausserhalb des Stadtgebietes.



Die Anziehungskraft Südafrikas hat seit eh und je gewirkt

Wir waren bereit, einander zuzuhören und einander zu verstehen. Wir liessen die Krise hinter uns, hielten einander die Schuld der Vergangenheit nicht vor und kamen einander näher, indem wir die Aufgaben gemeinsam anpackten.

- **Molteno-Sprachunterricht:** Er steht unter der Schirmherrschaft des «Englisch für Afrika»-Instituts der Rhodes-Universität. Darin wird in vier Grundschuljahren Englisch unterrichtet. Heute sind 128 Klassen in 38 Schulen daran beteiligt.
- **Fachunterricht Technik:** Das Programm «Entwerfen, Herstellen, Bewerten» wurde 1996 begonnen und stellt eine neue Herausforderung für die Lehrkräfte dar. Dabei werden zwei Examen abgenommen: eines für die Absolventen des Klassenunterrichts und ein zweites – von der Rhodes-Universität anerkannt – für die Lehrkräfte. Der Fachunterricht Technik gehört zu den im Fünfjahresplan enthaltenen Zielen; nun gilt es, genügend Lehrpersonen dafür vorzubereiten.
- **EDV-Zentrum:** Dieses besteht aus 37 Arbeitsplätzen und dient den Lehrpersonen aus den Landschulen zur Weiterbildung. Ferner werden Informatikkurse für arbeitslose Jugendliche angeboten, auch einer für Gymnasiasten. Abends finden Kurse für Erwachsenenbildung statt.
- **Nachhilfeunterricht:** Von der Rhodes-Universität begleitete Programme sind darauf ausgerichtet, Lernhemmnisse zu erkennen und den Lehrpersonen bei deren Behandlung beizustehen.
- **Wirtschaftskunde:** Dieses Fach soll zum Einstieg ins Gewerbsleben dienen und wird in der 7. Klasse angeboten. Bis heute wurde es in acht Schulen sowie für eine Gruppe junger Arbeitsloser in Mlungisi eingeführt.

Beratung anderer Städte

Über hundert Kleinstädte haben entweder Vertreter nach Stutterheim geschickt oder Mitarbeiter unserer Entwicklungstiftung SDF empfangen. Die SDF gehört zur offiziell einberufenen Beratungsgruppe für die KMUs im ehemaligen Transkei.

Die oben erwähnten Resultate der Entwicklung in Stutterheim sind mittlerweile anerkannt und die Stadt genießt die formelle Würdigung als «Vorbild für Entwicklung». Daher führten wir im vergangenen Jahr eine Reihe von Schulungen für Vertreter aus interessierten Ortschaften durch; die letzte wurde von 168 Personen aus 66 Städten sowie Konzern- und Vereinsvertretern besucht.

Übereinstimmend wurde verlangt, das Entwicklungsmodell von Stutterheim solle an andern, ähnlichen Orten Südafrikas

angewandt werden, nicht zuletzt deshalb, weil in den vorangegangenen sechs Jahren bereits über 100 andere Gemeinden ihr Interesse an einem Informationsbesuch angemeldet hatten.

Um der Nachfrage gerecht zu werden, stiftete die *Open Society Foundation* für Südafrika vier einwöchige Seminare. Vertretungen aus vier Städten kamen dafür nach Stutterheim. Schliesslich waren acht Orte am Seminar mitbeteiligt. Der Schlüssel zu einer bestimmten Situation liegt jeweils darin, dass die Bevölkerung ihre Ziele und einen Plan für deren Umsetzung gemeinsam formuliert. Im Anschluss an die Trainingswoche schlossen sich zwei benachbarte Städte zusammen, um eine Stiftung zu gründen, die sich jetzt um die Entwicklung der KMUs, des Tourismus und der Landwirtschaft kümmert. Eine andere Stadt in KwaZulu/Natal gründete ein Forum für Entwicklung. Die Trainingswoche beinhaltet Folgendes:

- Einblick in die Erfahrungen in Stutterheim
- die Rolle einer lokalen Firmenberatung
- Besuche in Gewerbebetrieben
- Einblick in die Erziehungsinitiativen
- die Rolle der Kommunalverwaltung
- Geschäftsführung und Finanzierung
- Strategische Planung und nächste Schritte

Anschliessend besuchen erfahrene Mitarbeiter der Stutterheim-Entwicklungstiftung die angeschlossenen Städte, um diese neu konzipierten Entwicklungspro-

gramme zu begleiten und auch um Teilnehmer an früheren Kursprogrammen zu unterstützen. Solche Besuche dienen zum Beispiel dazu, die verschiedenen Akteure miteinander ins Gespräch zu bringen, beim Festlegen von Prioritäten zu helfen und den Projektverantwortlichen in der Suche nach möglichen Finanzierungsquellen zur Seite zu stehen.

Kommunale Eigenständigkeit

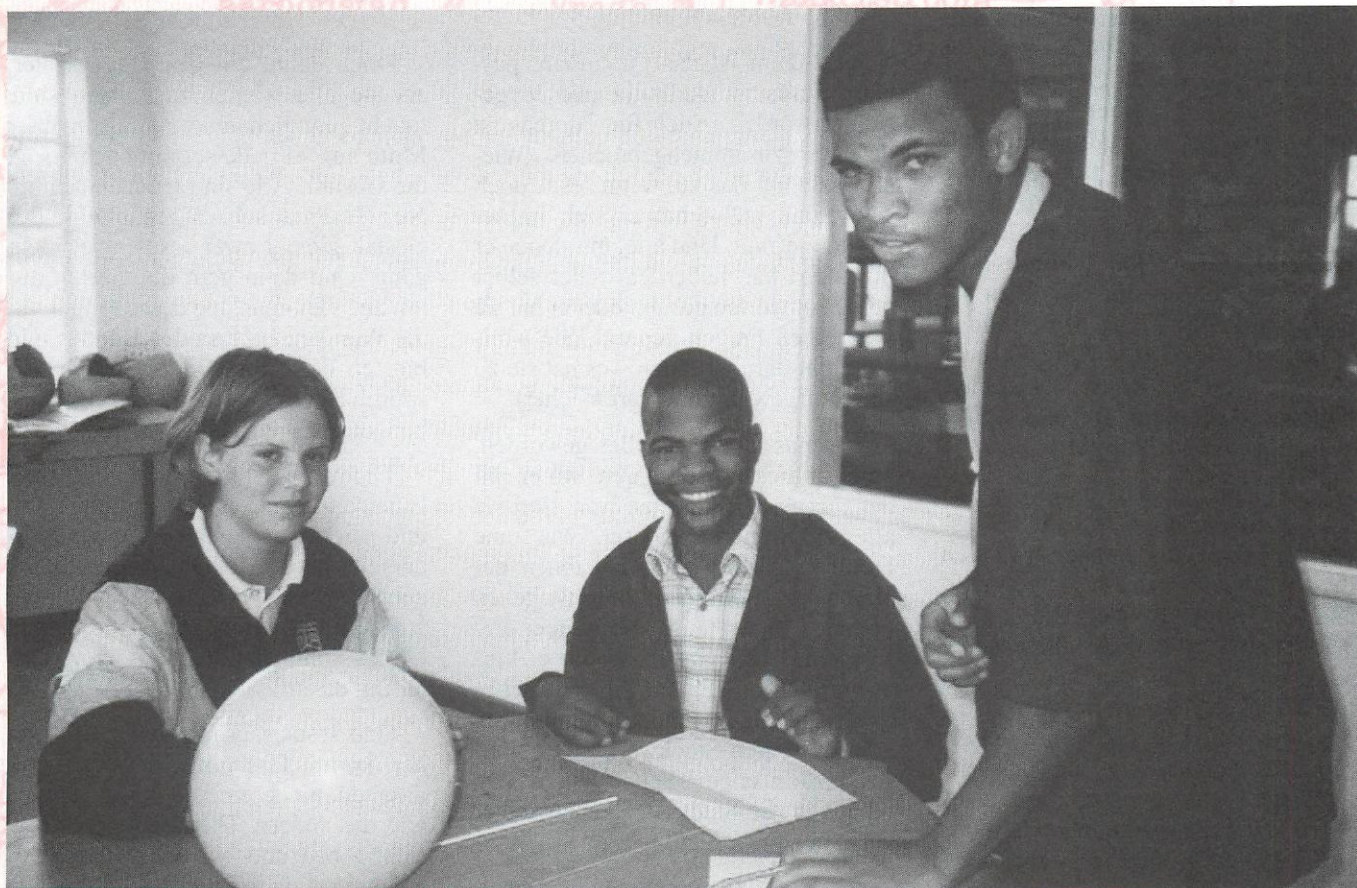
Nach den nationalen Wahlen von 1995 teilten wir die Infrastrukturaufgaben der Kommunalverwaltung zu; Wirtschaftsförderung und Erziehung sowie die Durchführung der monatlichen Treffen des *Stutterheim Forums* in Zusammenarbeit mit dem Stadtrat sollten den Schwerpunkt der SDT-Entwicklungstiftung bilden.

Kommunale Eigenständigkeit ist die Crux für das Überleben ländlicher Kleinstädte in Südafrika; eine wachsende Zahl ist daran, ihre wirtschaftliche Entwicklung selbst anzupacken. Dabei ist eine lebensbejahende Einstellung ganz wichtig. Erfolgreich sind jene Gemeinschaften, die für gute Führerschaft sorgen, die Lebensbejahung fördern, gesunde intrakommunale Beziehungen pflegen und viele Bewohner in diese Anliegen miteinbeziehen.

Mit solchem Selbstvertrauen ist eine Kleinstadt meist in der Lage, ihre Zukunft zu sichern. Gemeinschaftsgeist und Stolz auf das Erreichte werden sie durch die Schwierigkeiten hindurch tragen.



Hoher Besuch in Stutterheim: Vertreter der regionalen und nationalen Behörden wollen die Projekte vor Ort genauer studieren



Auch Oberschüler kommen ins EDV-Zentrum

Die Philosophie

Aus der Arbeit in den letzten neun Jahren ist eine Entwicklungsphilosophie herausgewachsen:

- Kleinstädte wie Stutterheim und ihre Umgebung sind ein wesentlicher Teil des ländlichen Südafrika. Daher muss der Kern der Entwicklung im Zusammenführen der ländlichen und städtischen Funktionen sein, so dass beide einander ergänzen und vervollständigen.
- Entwicklung muss die Bewohner in den Mittelpunkt stellen; sie ist eine menschliche Frage langfristiger Natur, nicht eine Kurzveranstaltung. Nachhaltige Entwicklung heisst menschliche Fähigkeiten in Personen und Gemeinschaften fördern.
- Entwicklung kann nicht «von oben» erteilt werden. Sie ist auf Eigeninitiative angewiesen.

- Entwicklung muss ganzheitlich geschehen. Im Fall von Stutterheim betrifft sie den wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Wiederaufbau, der parallel und nicht nacheinander laufen muss.
- Die Entwicklungsstiftung SDF ist in die örtliche Wirtschaftsentwicklung integriert, wird aber auch von ausserhalb um Mitarbeit angegangen.
- Entwicklungsstiftung und Kommunalbehörde arbeiten eng zusammen. Zwei der Stadträte sind im Vorstand der Stiftung. Die Partnerschaft zwischen der öffentlichen Hand und der Privatwirtschaft ist wichtig.

Unser Auftrag lässt sich folgendermassen formulieren: «Wir betrachten es als unsere Aufgabe, durch einen ganzheitlichen Entwicklungsprozess den Menschen die Kenntnisse, das Vertrauen und die Fähigkeiten zur Verbesserung ihres Lebens und desjenigen ihrer Gemeinschaften zu vermitteln. Dies wird dazu führen, dass Menschen in unserer Stadt

leben wollen. Wir verpflichten uns, ehrlich zu leben, von andern zu lernen und unsere Erfahrungen mit ihnen zu teilen. Wenn so das gegenseitige Vertrauen wächst, werden wir gemeinsam etwas verändern.»

Nico Ferreira

(In englischer Sprache verfasste Gesprächsnotizen, bearbeitet von der Redaktion.)

Buchhinweis (in englischer Sprache): «Making a Difference», Barbara Nussbaum, «Vivlia» Publishers and Booksellers (Pty) Ltd., Florida Hills, USA

Thomas, der Zweifler

Der Thomas – ja der Thomas hatte kein einfaches Leben. Seitdem er bei Jesus und seiner Gruppe dabei war, stand er immer etwas am Rand. Thomas war nämlich nicht einer, den man leicht für etwas begeistern konnte. Er war nicht einer von denen, die überall mitlaufen und mitschreien. Dem Thomas war es wichtig, hinter eine Sache zu sehen, die tieferen Zusammenhänge zu begreifen und zu überlegen, was das denn konkret heisse. Er konnte nicht blind glauben. Deshalb stand er am Rand der Gruppe.

Die andern haben überall Hosianna gerufen. Sie sahen in Jesus den Messias und haben bei den andern Leuten mit den Wundern von Jesus geprahlt. Und der Thomas, ja der Thomas hat zugeschaut und sich zu allem seine Gedanken gemacht. Er hat die Not der Menschen gesehen: die wirtschaftliche, die politische und auch die persönliche. Dies berührte und beschäftigte ihn. Er hat gesehen, wie Jesus Antworten auf diese drängenden Fragen gibt. Gute Antworten – aber auch gefährliche Antworten. In einem besetzten Land haben es die Machthaber nicht gern, wenn jemand von Eigenständigkeit und von einem übergeordneten, göttlichen Recht predigt.

Thomas ist meistens jener gewesen, welcher bei den Geschichten und Gleichnissen nicht einfach genickt, sondern nachgefragt hat: «Was meinst du damit, Jesus? Wie sollen wir das verstehen? Was heisst das jetzt?»

Die andern haben einfach nur andächtig zugehört. Und er hat mit seinen Fragen häufig die schöne, harmonische Stimmung kaputt gemacht. Allerdings hat Jesus auch immer Antworten gegeben und hat ihn und seine Fragen ernst genommen.

Aber Thomas fühlte sich trotzdem nicht wohl in seiner Haut. Er hätte auch gerne einfach geglaubt. Er hätte auch gerne einfach mitgemacht, mit ganzem Herzen und ganzer Seele, ohne ständig alles hinterfragen zu müssen. Aber es ging einfach nicht.

Keine falsche Hoffnung

Und dann ist das Furchtbare passiert. Jesus ist verhaftet und hingerichtet worden. Auch für Thomas ist eine Welt zusammengebrochen. «Wieso lässt Gott das zu, wenn Jesus doch sein Sohn ist?», hat er sich immer wieder gefragt. Und alle, mit denen er diskutiert hat, haben entweder selber keine Antworten gehabt, oder er hat sie mit seinen Fragen genervt. Sie wollten nicht darüber reden – es hat sie zu stark aufgewühlt und verunsichert.

Thomas ist noch stiller geworden. Aber in diesen drei Jahren, wo er mit den Jüngern zusammen war, sind sie alle zusammengewachsen wie eine Familie. Darum ist er bei ihnen geblieben – wohin hätte er sonst gehen können? Nach Hause? Nein, über diese kleine Welt von früher ist er hinausgewachsen. Er hat zu viel Neues erlebt. In diesen Tagen wohnten sie alle im oberen Stockwerk eines Hauses in Jerusalem. Selten gingen sie hinaus in die Stadt, aus Angst, selber verhaftet zu werden.

Als Thomas einmal von einem solchen Ausflug zurückkommt, rufen sie ihm alle schon unter der Tür ganz aufgeregt zu: «Hey, wir haben Jesus gesehen! Er ist auferstanden und lebt!» Schon früher haben Frauen davon erzählt, sie hätten ihren Lehrer wieder gesehen, er sei in neuer Gestalt auferstanden. Aber Thomas hat das als Wunschträume abgetan. Er hätte sich ja auch nichts sehnlicher gewünscht, als dass Jesus wieder da wäre. Aber auferstehen – nein, das gibt es höchstens am Jüngsten Tag. Es ist nicht Spott oder Arroganz gewesen, als er gesagt hat: «Hört, das ist gut und recht. Aber ich kann das erst glauben, wenn ich meinen Finger auf die Wunden legen und die Narben und Verletzungen spüren kann. Ich will mir gar keine falschen Hoffnungen machen!»

Damit ist er natürlich wieder einmal komplett daneben gewesen. «Jaja, der Thomas mit seinen Zweifeln und Fragen», haben alle gesagt. «Der glaubt einfach gar rein nichts!»

Hin- und hergerissen

Doch dann, ein paar Tage später, als sie alle wieder zusammen sind, taucht plötzlich eine Person in ihrer Mitte auf. «Friede sei mit euch», sagt die Gestalt. Alle sind ganz andächtig. Nur Thomas schaut genau hin. Die Gestalt gleicht zwar Jesus, aber nicht ganz. Und dann geht die Gestalt auf ihn zu: «Thomas, leg deine Finger auf die Wunden. Hier an den Händen und hier an der Seite. Berühre mich und spüre! Denn so darfst auch du glauben, dass ich auferstanden bin.»

Thomas ist hin- und hergerissen. Einerseits hätte er so gern angefasst und seine Neugier gestillt – und andererseits hat ihn eine seltsame Scheu gepackt. «Ja, wenn diese Gestalt wirklich der auferstandene Jesus und Gottes Sohn ist: Wie kann ich Zweifler ihn da anfassen?»

Und Jesus sagt nochmals: «Komm her, komm fass mich an. Ich weiss, dass du nicht einfach blind glaubst wie die andern. Dass du immer vorsichtig bist und versuchst zu verstehen.» Und da kommt Thomas... und fasst ihn an... und glaubt.

Von einem Augenblick zum anderen

Ich glaube, in diesem Moment hat sich in Thomas etwas verändert. Manchmal haben wir starke innere Blockaden. Alles sträubt sich in uns – und von einem Moment zum anderen löst sich etwas. Ich glaube, bei Thomas war dies der Moment. Dass er plötzlich hat glauben können. Mir ist dieser Thomas eine liebe Gestalt. Gerade weil bei ihm zum Ausdruck kommt, dass ich zweifeln darf. Dass ich unsicher sein darf. Dass ich immer wieder mit den Fragen von Gott und Leben und Dreieinigkeit und Auferstehung und Sinn ringen darf. Ich finde, Thomas ist der Prototyp des modernen Menschen.

Die Geschichte von Thomas zeigt auch, dass ich nicht einfach daneben bin, wenn ich an mir selber zweifle.

An meinen Fähigkeiten, an meinem Umgang mit andern Menschen, wie ich manchmal andere mit meiner Art verletze – ohne es zu wollen. Das macht mir immer wieder Mühe und ich frage mich, wie ich so als Pfarrer arbeiten kann. Was Sie als Gemeinde wohl von mir halten, wie Gott mich in dieser Welt gebrauchen kann – mich, der ich ab und zu einfach nur eine Pumpe bin.

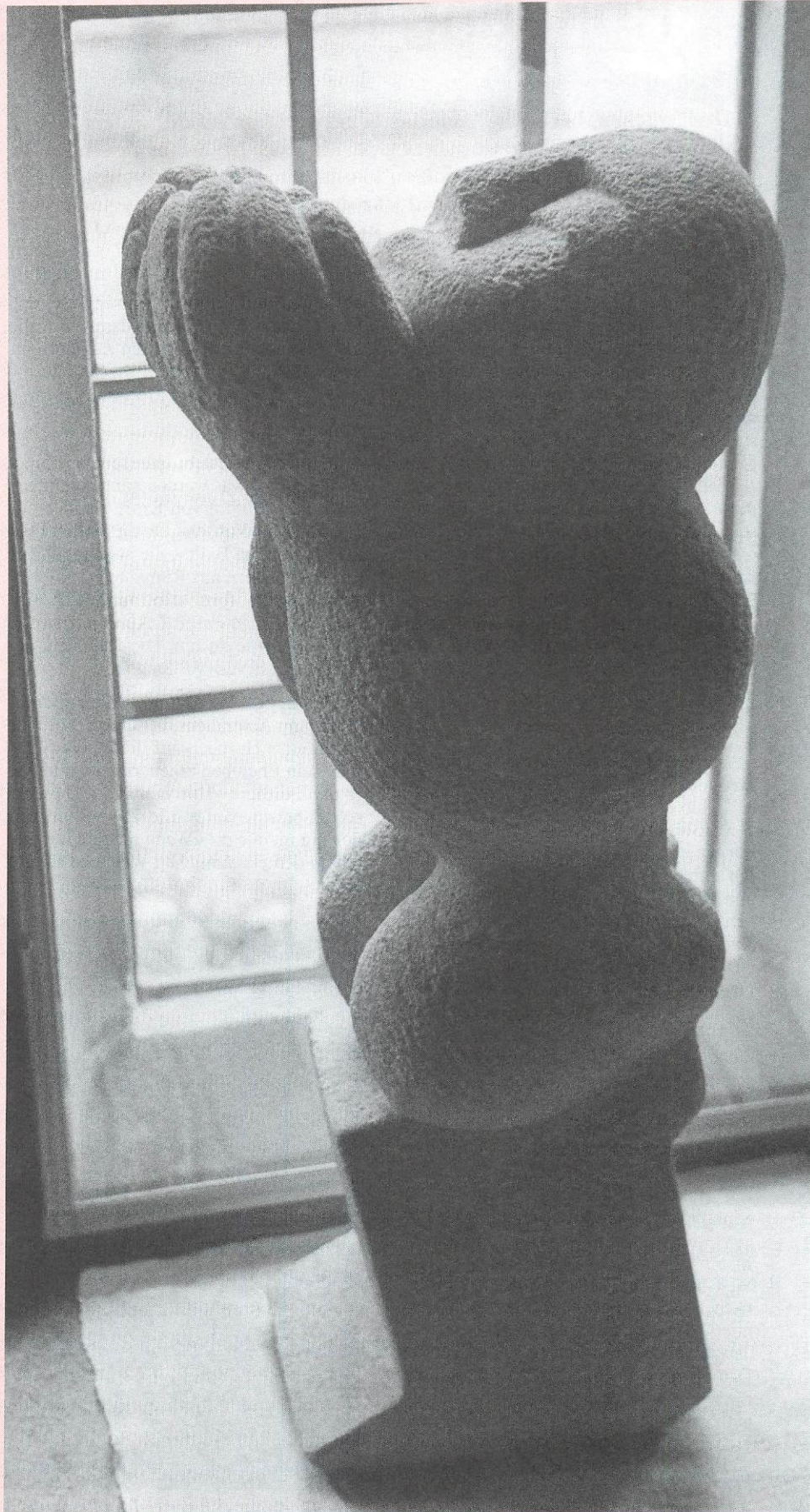
Deshalb finde ich die Geschichte von Pfingsten so tröstlich. Dass Gott uns befähigt, seine Botschaft weiterzutragen. Für das Leben einzutreten und Befreiung aller Menschen – mich eingeschlossen – zu verkünden und zu leben.

Die Geschichte von Thomas hilft mir auch, geduldiger zu sein. Dass sich nämlich nicht schwuppdwupp alles ändern muss und kann, so auf Knopfdruck. Sondern dass jede Veränderung ihre Zeit braucht. Als die Jüngerinnen und Jünger Angst hatten und nicht mehr weiter wussten, haben sie sich in ihre Häuser eingeschlossen. Sie haben sich versteckt und Gott nichts zugetraut. Sie sind durch eine dunkle Zeit gegangen, durch ein dunkles Tal. Aber nach dieser Nacht ist ein neuer Morgen angebrochen. In der Dunkelheit haben sich diese Menschen verändert. Sie sind als neue Menschen in den Pfingstmorgen hinausgegangen und haben die Welt verändert. Ist das nicht tröstlich?

Marcel Horni

Eine Predigt zum Johannesevangelium,
Kapitel 20, 24–29

*«...dass ich immer
wieder mit den Fragen
über Gott, Leben
und Sinn ringen darf»*



Hoffnung teilen, Gemeinschaft fördern,

Drei Wochen, bevor die Welt das Feuerwerk am Nachthimmel von Sydney über der Silhouette seines Opernhauses direkt am Pazifischen Ozean am Bildschirm mitverfolgen konnte, stand die Stadt zwar nicht derart im Rampenlicht und war doch Szene eines Anlasses voller Ausstrahlung: «Hoffnung teilen...» hiess die von den lokalen MRA-Freiwilligen organisierte internationale Tagung.

Schon vor Beginn war die Stimmung erwartungsvoll gespannt, als sich 28 Personen aus Papua Neuguinea zur Tagung einschrieben, eine Gruppe Kanadier empfangen wurde, ein Minibus aus Melbourne seine gemischtrassige Gruppe von Reisenden entlud. Sir Conrad Hunte, ein weltbekannter Cricketspieler und Trainer aus Barbados, sollte die Konferenz eröffnen; denn noch heute ist von jener Tournee seiner Mannschaft im Jahr 1961 die Rede, während der er im historischen Testmatch von Brisbane den Sieg herbeiführte. Zwei Stunden vor der geplanten Eröffnungsrede in Sydney brach Hunte beim Tennisspiel zusammen und starb an den Folgen eines Herzinfarkts.

Anfang und Abschied

Jim Coulter, einer seiner langjährigen Freunde, las bei der Eröffnung Auszüge aus Hunes Notizen für die Ansprache vor: «Sie sehen jemanden vor sich, der mit einem 3:0-Handicap geboren wurde: Ich kam als Schwarzer zur Welt, in Armut und ohne Bürgerrechte... Durch den Cricket-Sport stieg ich von der Armut zum Ansehen auf und tauschte mein Leben als Diskriminierter gegen das eines angehimelten Spitzensportlers... Durch die Begegnung mit der MRA wurde mir der Auftrag zuteil, als gewöhnlicher Mensch die ausserordentliche Kraft Gottes zu bezeugen, welche die Armen zu heilen, die Unterdrückten aufzurichten, die Kleintütigen zu ermutigen und die Intellektuellen zur Rechenschaft zu ziehen vermag.» Während der letzten sieben Jahre war Hunte in Südafrika als Coach von Klubs in den Schwarzenvorstädten engagiert gewesen (siehe auch C.I. 11/93). Innert Tagesfrist war die englischsprachige Welt über den Heimgang des enthusiastischen Sportlers und Reformers informiert. Das Plenum der Konferenz gedachte seiner in einer Schweigeminute. Darauf erhob sich Gatjil Djerkurra, ein Sprecher der Ureinwohner Australiens, und zeigte auf den leeren, für Hunte vorgesehenen Platz neben sich. Er erinnerte an Hunes Vorbild und an das Leiden seines eigenen Volkes, an jenes anderer Völker, deren Flüchtlinge sich heute in Australien

befinden, und schloss: «Unser Volk will teilhaben an der Heilung, damit wir alle als Australier einer besseren Zukunft entgegengehen.»

Hoffnung teilen

«Hoffnung besteht einerseits aus einer Sicht dessen, was werden kann, aber auch aus einem Gefühl von Kraft – anders als ein blosser Wunsch», erklärte die Dermatologin Ana Bailey, die als Dreijährige mit ihren Eltern aus Rumänien geflüchtet war. Sie fuhr fort: «Hoffnung hilft uns, trotz einer ungewissen Zukunft jetzt schon kleine Schritte zu tun. Die Kehrseite der Hoffnung ist Verzweiflung.»

Jim Beggs, Veteran der Hafnarbeiterbewegung Australiens, berichtete, wie sich durch «das Horchen auf die innere Stimme» sein Eheleben erneuert hatte und wie er dank diesem «Horchen» zum Gewerkschaftspräsidenten wurde. Zu diesem Werdegang meinte er: «Wenn meine Frau und ich an den erstaunlichen Weg denken, auf

dem uns die Vorsehung schrittweise geführt hat – jedoch nie weiter, als es unseren Kräften entsprach –, erfüllt uns dies mit Hoffnung. Wenn nämlich unsereiner Änderung finden kann, können es alle.» Die Aborigines-Sänger Helen Moran und Johnny Huckle trugen an einem der Abende ihre bewegende, energiegeladene Musik vor. Helen berichtete auch von ihrer Erfahrung als Kind der «gestohlenen Generation» (der ihren Familien zwangsenteigneten Kinder) und Johnny über den Rassismus in seiner Jugend in New South Wales. Beide waren im Rahmen der landesweiten «Reise der Heilung» mit ihrer Musik auf Tournee.

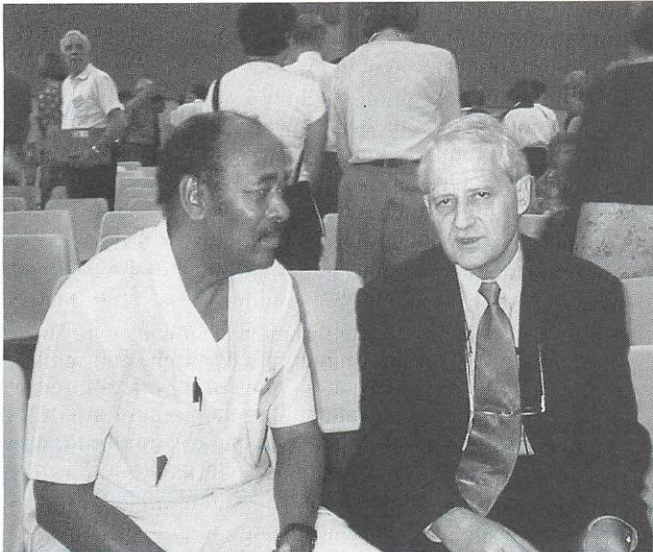
Gemeinschaft fördern

Zwar ist die Welt gewissermassen näher zusammengedrückt, aber weiterhin durch Vorurteile und Konflikte gespalten. Gemeinschaftssinn entsteht folglich nicht von selbst; er muss erarbeitet werden. An der Tagung in Sydney nahm auch Uri Thernal teil, Direktor für multikulturelle Angelegenheiten von Queensland, Holocaust-Überlebender, Rabbiner und Medienschafter. Als Student hatte er mit seiner Familie Deutschland wieder besucht und sich mit seinem Zorn gegen alle Deutschen konfrontiert gesehen: «Ich musste lernen, nicht mehr zu verallgemeinern. Nicht alle Deutschen waren schuldig. In



Die Aborigines-Sänger Helen Moran und Johnny Huckle tragen ihre traditionelle Musik vor

sich für Veränderung engagieren



Kabinettsmitglied Philip Ruddock, beratender Minister für Immigrationsfragen, im Gespräch mit dem Somalier Yusuf Al-Azhari



Die verschiedenen Generationen beteiligten sich aktiv an der Tagung. Cathie-Jean, angehende Lehrerin aus Melbourne, meint: «Es gab überhaupt keinen Generationenkonflikt an dieser Konferenz... wir waren einfach alle dabei.»

unserem Fall waren es zum Beispiel Deutsche, die uns zur Flucht verholfen hatten.» Themat ist Mitbegründer eines interreligiösen Zentrums in Brisbane. Gegenwärtig leben in Australien 160 Völkernschaften; im ganzen Land werden 300 Sprachen gesprochen. «Ich setze mich dafür ein, dass die enorme Vielfalt Australiens so gelebt wird, dass sie positive Energien freisetzt, die alle bereichern. Kulturelle Vielfalt und Versöhnung haben etliches gemeinsam, aber es muss eine Art Sinneswandel stattfinden, damit diese Strömungen zusammenkommen. Viele meinen nämlich immer noch, kulturelle Vielfalt beziehe sich auf die Minderheiten und Versöhnung auf die Aborigines. Ich sage: Nein, beides geht alle Australier an.»

Sich für Veränderung engagieren

Joseph Wong aus Malaysia wohnt seit 10 Jahren in Papua-Neuguinea. Er macht sich Sorgen um die Dorfbewohner und Kleinbauern, die den Interessen internationaler Holzfirmen ausgeliefert sind. Darin sieht er eine Wiederholung des kolonialen Vorgehens, indem Land erobert oder mit unlauteren Mitteln erworben wurde. Heute gesellt sich noch die Korruption dazu – in der Privatwirtschaft wie in der Verwaltung.

Wong hat daher die Firma MBI (Milne Bay Industries) gegründet, deren Aktien zu einem Drittel ihm und zu zwei Dritteln der

Bevölkerung von Milne Bay gehören. Anschliessend an seinen Besuch in Sydney will er in Milne Bay Aufklärungsseminare durchführen, damit die Perspektive einer nachhaltigen Entwicklung verstanden und in den Verhandlungen über Holzschlagrechte angewandt wird.

Die Entmachteten

Senator John Woodley aus Queensland erinnert sich, wie er vor 37 Jahren im Hinterland erstmals eine Siedlung der Aborigines zu Gesicht bekam und über die dort vorgefundenen Verhältnisse schockiert war – ein prägendes Erlebnis für ihn. Als Politiker hilft ihm heute «die Verpflichtung, jene zu vertreten, deren Stimme nicht gehört wird, die entmachteten sind und am Rande der Gesellschaft leben».

Ted Rayment wurde seinerzeit ausgelacht, als er vorschlug, im nördlichen Territorium eine zusätzliche Steuer auf Starkbier einzuführen, um den Vertretern der Aborigines bei der Eindämmung des Alkoholismus unter ihren Leuten zu helfen. Heute fließen 30 Millionen AUSS in dringend benötigte Entwicklungs- und Schulungsprogramme.

Teds Fähigkeiten im Bereich der Gesundheitsverwaltung sind überall gefragt. Im letzten Jahr wurde er zum Direktor des Krankenhauses von Canberra ernannt. Seit 27 Jahren hatte dort keiner seiner

Vorgänger länger als ein Jahr gedient. Rayment ist immer noch Direktor: «Ich habe die von der Verwaltung veröffentlichten Anleitungen für Verhandlungen weggeschmissen. Es ist nicht möglich, von oben herab zu beginnen, wenn die andere Partei unten ist, und zu hoffen, man treffe sich irgendwo in der Mitte. Wenn Sie nicht ehrlich sind und nicht zur Sprache bringen, was vernünftig, fair und unparteiisch ist, dann vertrauen Ihnen die Mitarbeiter nicht. Unser jüngstes Überkommen wurde vom Pflegepersonal mit 260 zu 10 Stimmen gutgeheissen.»

Die australischen Kukaburra-Vögel bevorzugen vier Uhr früh für ihren rituellen Lachgesang. Wir meisten Teilnehmenden an der Sydney-Tagung kamen jedoch erst um halb acht aus unseren Unterkünften inmitten von Bäumen hervor und begaben uns erwartungsvoll in die Kapelle, um uns dem tiefen geistlichen Reichtum zu öffnen. Zwar lachten wir noch nicht, schmunzelten aber über unsere vorabendlichen Versuche, die Feinheiten eines laotischen Tanzes zu erlernen, oder aber über die energisch-humorvollen Nachahmungen des Wombat-Beuteltiers durch die Aborigines. Teils tief betroffen, teils ermutigt durch den regen Erfahrungsaustausch sahen wir uns täglich herausgefordert, eine Lebensqualität mit mehr Tiefe und Respekt zu erproben.

aus einem Bericht von Mike Brown

Ein Tag im November

Abgerüstet Parti Partito	Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refusé Respinto	Gestorben Décédé Decesso
--------------------------------	---	-------------------------------------	---	--------------------------------

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient
Porre una crocetta secondo il caso

CAUX
Information

1-2/00

In Schengen (Luxemburg), wo im Juni 1985 das EU-Abkommen für den freien Personen- und Güterverkehr unterzeichnet worden war, trafen sich am 6. November 1999 ungefähr fünfzig Personen aus verschiedenen europäischen Ländern. Gemeinsam wollten sie der Frage nachgehen, wohin Europa steuere und welches seine Werte sein müssten, um gemäss einem Wort des tschechischen Präsidenten Václav Havel «seine moralische, spirituelle und emotionale Dimension» zu vertiefen.

Ermutigend waren die Überzeugung und Begeisterung der Bürgermeister in diesem Dreiländereck: des luxemburgischen Schengen, des deutschen Perl und des französischen Apach. Dank ihnen und einiger weiterer lokaler Politiker wurde die Tatsache greifbar: Europa entsteht auch an der Basis, in den Gemeinden, durch grenzüberschreitenden Tourismus, Begegnungen und Kulturaustausch. Oder wie ein luxemburgischer Abgeordneter es formulierte: «Europa – das ist nicht ein Zivilisationsschock, sondern ein Kulturdialog, der auf sprachlicher und religiöser Vielfalt basiert.»

Als Vertreter eines Landes, das demnächst der EU beitreten wird, betonte der polnische Historiker Henryk Wozniakowski, wie wichtig es sei, zu unterscheiden zwischen einem wirtschaftlichen Zusammenschluss, für dessen gutes Funktionieren Kompromisse notwendig seien, und einer

Union, bei der Werte im Vordergrund stehen, die keine Kompromisse vertragen.

Für die anwesenden «Europäer von der Basis» muss Europa angesichts der Globalisierung und des übermässigen Wachstums gewisse Realitäten aufweisen. Erwähnt wurden Uneigennützigkeit, Dienstbereitschaft, Vorgehen in kleinen Schritten, Achtung der menschlichen Person und der Natur, Betriebe nach menschlichem Mass.

Viele stimmten jener jungen, in Frankreich wohnhaften Deutschen zu, dass es gelte, seine Wurzeln zu pflegen, jedoch im Kontext der heutigen Gesellschaft: «Als Europäerin bin ich wie eine Pflanze. Ich schlage Wurzeln in einem Blumentopf und nehme sie überallhin mit.»

aus einem Bericht von
Philippe Lasserre



Bei den europäischen Institutionen in Strassburg: «Europa ist noch voll im Bau.»

Dankeschön rundum!

Ob es die runde Jahrzahl war, die so viele unserer Leserinnen und Leser dazu inspirierte, ihre Abonnementszahlung nach oben aufzurunden? Mit dankbarem Stauen haben wir die unzähligen kleineren, grösseren und ganz grossen «Zustüpfen» (wie wir Schweizer sagen) entgegengenommen und danken Ihnen allen ganz herzlich. Auch dieses Jahr sind Sie wieder so zahlreich, dass wir, um jeden und jede einschliessen zu können, unsern Dank auf diesem Weg aussprechen.

Wiederum danken wir auch all jenen herzlich, die den Leserkreis der «Caux-

Information» erweitern und bereichern, indem sie Geschenk- oder Patenabonnemente stiften. Einen grossen Dank selbstverständlich auch all den treuen Abonnenten, die Jahr für Jahr «dran bleiben». Sie sind uns eine wichtige Stütze und Ermutigung in unserer Arbeit, und wir freuen uns immer wieder, die Zeitschrift für Sie gestalten zu dürfen.

Mit den besten Wünschen für das «runde Jahr»

Verena Gautschi

AZB 6002 Luzern 2